

KARL WAGNER, MAX KAISER, WERNER MICHLER (Hrsgg.), Peter Rosegger – Gustav Heckenast. Briefwechsel 1869–1878. Unter Mitarbeit von OLIVER BRUCK und CHRISTIANE ZINTZEN (= Literaturgeschichte in Studien und Quellen; Band 6, hrsg. von KLAUS AMANN, HUBERT LENGAUER und KARL WAGNER), Wien, Köln, Weimar (Böhlau) 2003, 739 S. + 16 S., schw.-w. Abb.

Die Briefwechsel, die Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit ihren jeweiligen Verlegern geführt haben, zählen, wie wir wissen, in vielen Fällen keineswegs nur zu den Neben- und Randprodukten der mehr oder weniger umfangreichen Korrespondenz, in denen es – so ein Vorurteil – vor allem um Honorare, Abgabetermine oder das redaktionelle Alltagsgeschäft geht, während der ‚eigentliche‘ künstlerische Schaffensprozess fernab davon im Werkstattgespräch mit den Kolleginnen und Kollegen reflektiert und befördert wird. In welchem Maße sie vielmehr zum integralen Bestandteil des (Brief-)Œuvres werden können, in dem Privates und Professionelles gelegentlich untrennbar in eins fließen, merkantil-ökonomische Aspekte ebenso zur Sprache kommen wie genuin ästhetische Fragestellungen, zeigen der in mehreren Bänden edierte Briefwechsel zwischen Goethe und Cotta¹⁾, zwischen Gottfried Bermann Fischer und Thomas Mann²⁾ oder Carl Zuckmayer³⁾ ebenso wie die Korrespondenz zwischen Uwe Johnson und Siegfried Unseld⁴⁾ – um nur einige wenige Beispiele zu nennen. Oft erstrecken sich solche ‚Gespräche‘ über mehrere Jahrzehnte, und sie sind aufschlussreich auch dort, wo sie notgedrungen ‚einseitig‘ verlaufen, weil uns nur der Anteil *eines* Briefpartners vorliegt: an Theodor Fontanes Briefe an Wilhelm und Hans Hertz⁵⁾ ist hier ebenso zu denken wie an die rund 280 überlieferten Briefe, die Adalbert Stifter zwischen dem 8. Dezember 1840 und dem 22. Januar 1868 an seinen Budapester Verleger

1) JOHANN WOLFGANG VON GOETHE und JOHANN FRIEDRICH COTTA, Briefwechsel 1797–1832. Textkritische und kommentierte Ausgabe, hrsg. von DOROTHEA KUHN (= Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft 31–33), 3 in 4 Bänden, Stuttgart 1979–1983.

2) THOMAS MANN, Briefwechsel mit seinem Verleger Gottfried Bermann Fischer 1932–1955, hrsg. von PETER DE MENDELSON, Frankfurt/M. 1973.

3) CARL ZUCKMAYER/GOTTFRIED BERMANN FISCHER, Briefwechsel 1935–1977. Mit den Briefen von Alice Herdan-Zuckmayer und Brigitte Bermann Fischer. 2 Bände, hrsg. von IRENE NAWROCKA, Göttingen 2004.

4) UWE JOHNSON/SIEGFRIED UNSELD, Der Briefwechsel, hrsg. von EBERHARD FAHLKE und RAIMUND FELLINGER, Frankfurt/M. 1999.

5) THEODOR FONTANE, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898, hrsg. von KURT SCHREINERT und mit einer Einleitung versehen von GERHARD HAY, Stuttgart 1972.

Gustav Heckenast gerichtet hat, und die man nicht nur wegen ihres Umfangs wohl als das Zentrum seines Briefwerks bezeichnen darf.

Der Name Adalbert Stifter fällt nicht ohne Grund, wenn es im Folgenden darum geht, einen im wahrsten Sinne des Wortes gewichtigen Band vorzustellen: nämlich den Briefwechsel zwischen Peter Rosegger und eben Gustav Heckenast, den Karl Wagner, Max Kaiser und Werner Michler auf über 700 Seiten ediert und kommentiert haben. Ein Glücksfall ist dieser Band aus mehreren Gründen: zum einen erhält Heckenast, dessen Briefe an Stifter bedauerlicherweise in toto als verschollen gelten müssen, hier (s)eine Stimme, die nun nicht mehr nolens volens aus Bezugnahmen und Repliken in Antwortschreiben rekonstruiert werden muss, zum anderen ergänzt sie die editionsphilologischen Arbeiten zu Roseggers Korrespondenz um einen weiteren wichtigen Baustein: 1995 war, ebenfalls bei Böhlau, der kommentierte Briefwechsel zwischen Rosegger und Ludwig Anzengruber aus den Jahren 1871–1889 erschienen, den Konstanze Fliedl und Karl Wagner unter der Mitarbeit von Werner Michler und Catrin Seefranz herausgegeben hatten.⁶⁾ Darüber hinaus sei in diesem Zusammenhang auch an den wiederum von Böhlau verlegten Sammelband ›Peter Rosegger im Kontext‹ aus dem Jahr 1999 erinnert, wo die Herausgeber Wendelin Schmidt-Dengler und Karl Wagner in ihrem Vorwort zur „Legende“ Rosegger und dessen „Stellung im ‚literarischen Feld‘ der Epoche“ zutreffend feststellten: „Der Habitus des Volksschriftstellers, des Repräsentanten für unterschiedliche Interessengruppen ist eine Funktion der Strategie von Machtkämpfen in diesem Feld, dessen Modernisierung die Voraussetzung für Roseggers zunehmenden Einfluß war.“⁷⁾

Die 182 Briefe Roseggers wie die 173 Schreiben Heckenasts sind unter diesen ‚strategischen‘ Gesichtspunkten deshalb besonders aufschlussreich, weil sich dort *en détail* nachvollziehen lässt, wie es zunächst und zuallererst darum geht, den am 31. Juli 1843 im steirischen Alpl geborenen Rosegger in der literarischen Öffentlichkeit überhaupt als (freien) Schriftsteller durchzusetzen und zu etablieren. „Sein Eintritt in das ‚literarische Feld‘ ist der eines ‚vertikalen Eindringlings‘, der aus regionaler wie sozialer Marginalisierung in eine Position dieses Feldes rückte, die ihm lange Zeit das selten zu Vereinbarende verbürgte, nämlich ökonomisches und symbolisches Kapital“ (7), schreiben die Herausgeber in ihrer instruktiven Einleitung, die ebenso informativ wie erfreulich konzis den Verlauf und die Phasen dieser Korrespondenz charakterisiert. Sie umfasst in einem Jahrzehnt den Zeitraum von Roseggers ersten selbstständigen Publikationen – nach Veröffentlichungen etwa im ›Österreichischen Volkskalender‹ für 1867 erscheinen 1870 bei Pock in Graz ›Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande‹, ›Tannenzharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteirischer Mundart‹ sowie ›Zither und Hackbrett. Gedichte in obersteirischer Mundart‹ – bis zum Tode des Verlegers, der 66-jährig am 12. April 1878 in Preßburg (Bratislava), wo er seit 1874 gelebt hatte, an einem Herzleiden starb und den die Herausgeber einleitend zu Recht als einen „ungemein belesenen und gebildeten, in die Zeitkämpfe verstrickten“ (7) Mann würdigen. Roseggers ›Geschichten aus der Steiermark‹ werden dann 1871 bereits von Heckenast in Pest verlegt.

Die ersten Kontaktaufnahmen wie die allmähliche Annäherung zwischen dem literarischen Debütanten und dem renommierten Verleger stehen ganz im Zeichen Adalbert Stifters, der am 28. Januar 1868 in Linz gestorben war und auf dessen von Johann(es) Apret herausgegebenen Briefwechsel, der in drei Bänden 1869 bei Heckenast erschienen war, Rosegger in seinem ersten Schreiben vom 10. Oktober 1869 gleich eingangs Bezug nimmt. Die Wertschätzung Stifters, wie

⁶⁾ KONSTANZE FLIEDL und KARL WAGNER (Hrsgg.), PETER ROSEGGER – LUDWIG ANZENGRUBER. Briefwechsel 1871–1889. Unter Mitarbeit von WERNER MICHLER und CATRIN SEEFRAZ, Wien, Köln, Weimar 1995.

⁷⁾ Peter Rosegger im Kontext, hrsg. von WENDELIN SCHMIDT-DENGLER und KARL WAGNER, Wien 1999, Vorwort.

sie sich in den nächsten Briefen der folgenden Monate fortsetzen und bis zur Monumentalisierung steigern wird, verfolgt dabei ein strategisches Kalkül, geht es doch um ‚Stifter-Nachfolge‘ zum einen, und die selbstbewusste, freilich oft auch mit pauschalen Verdikten generalisierende Absetzung von Tendenzen, wenn nicht gar dem (nahezu) gesamten Tableau der zeitgenössischen Literatur: „Wie müssen sich unsere leichten u. leichtsinnigen modernen Literaten doch schämen, wenn sie Stifters Zeilen lesen ...“ (38), heißt es etwa am 16. Oktober 1870, wie ähnlich auch an vielen anderen Stellen. Dass diese brieflichen wie publizistischen Plädoyers Roseggers „bis zur Selbstverleugnung eine Duplik von Heckenasts Urteil“ (14) bildeten, stellt hierzu kritisch die Einleitung fest, die – was hier nur summarisch skizziert werden kann – zugleich die in diesen Jahren von Rosegger initiierten Kalender- und Zeitschriftenprojekte mit all ihren Schwierigkeiten in den Kontext eines heftig umkämpften deutschen Buchmarktes einbettet: Dabei betrafen diese Schwierigkeiten wiederholte „Desaster mit den Illustrationen“ (10) ebenso wie unübersehbare Absatzprobleme, die natürlich der Konkurrenzsituation mit zahlreichen gleich oder ähnlich gelagerten Unternehmungen entsprangen, waren doch Zeitschriften und Volkskalender spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „zu einem gewinnträchtigen Massenprodukt geworden (10).

Dennoch heben die Herausgeber hervor, dass der Briefwechsel im potentiell stets konfliktträchtigen Verhältnis zwischen Autor und Verleger in einer Hinsicht außerordentlich „untypisch“ gewesen sei: „Es gibt keine ernsthaften Zerwürfnisse und auch keine Auseinandersetzungen wegen finanzieller Angelegenheiten, die in Roseggers Verhältnis zu seinem nächsten Verleger, Hartleben, sogar zum Bruch und zu einer ‚Todfeindschaft‘ führten“ (15). Dies nur damit zu erklären, dass Rosegger, als Heckenast nach 1873 von Bratislava aus lediglich noch den deutschen Teil seines Verlages weiterführte, „innerhalb weniger Jahre zu seinem wichtigsten Autor“ geworden war, „dessen Schreibprogramm in die Nachfolge Stifters gerückt werden konnte“ (14), griffe freilich zu kurz; in welchem Maße und zugleich mit welcher Dezenz auch ‚Privates‘ hinter und trotz aller Stilisierung zur Sprache kommen kann, wird dort deutlich, wo die Herausgeber die überaus komplizierten Hintergründe der Vorgeschichte von Roseggers zweiter, schließlich am 4. Mai 1879 geschlossener Ehe mit Anna Knaur beleuchten und bei dieser Gelegenheit auch fest gefügte Vorstellungen vom ‚Volkschriftsteller‘ Rosegger in ein anderes Licht rücken: „Entgegen aller Legendenbildung, bei der kräftig mitzuarbeiten Rosegger gute Gründe hatte, erscheint der Naturbursche eher – in der von Rosegger leider nicht kritisierten Sprache der späteren Heimatliteratur gesprochen – als nervöser Zivilisationsliterat“ (15). Und wenn die Herausgeber abschließend resümieren, dass Rosegger viele Mühe habe „aufwenden müssen, um sich und sein Publikum in der Illusion zu bestärken, sein Erfolg habe sich einfach und natürlich eingestellt“ (20), so lässt sich im nachfolgenden, fast 450 Seiten umfassenden Briefwechsel die Probe aufs Exempel machen und diese „Genesis des Ruhms“ (20) detailliert nachvollziehen.

Daran schließt sich auf über 270 Seiten (467–739) der wissenschaftliche Teil des Bandes, dessen Kernstück natürlich der Kommentar bildet, und der darüber hinaus eine „Editorische Notiz“, die die Überlieferungslage schildert und die Editionsprinzipien darlegt, ein Verzeichnis der „Abkürzungen und Siglen“, einen Nachweis der „Benützten Literatur“, sowie eine Zeittafel „Zur Biographie Gustav Heckenasts“ enthält. Den Band beschließen zwei Register, die zum einen den erwähnten Personen und zum anderen den literarischen Institutionen gelten, und besonders hilfreich auch deswegen sind, weil sie den Briefwechsel wie den Kommentar gleichermaßen umfassen und erschließen. Eine 16-seitige Bildbeilage nicht zu vergessen, die in den Briefwechsel eingebunden ist.

Die Editionsprinzipien, wie sie im Abschnitt „Zur Textwiedergabe“ (469) dargelegt werden, sind plausibel und dem gegenwärtigen Stand der editionsphilologischen Diskussion insbesondere mit der überaus begrüßenswerten Entscheidung verpflichtet, den Text „grundsätzlich nach den Handschriften diplomatisch“ (468) wiederzugeben, Uneinheitlichkeiten – auch innerhalb einer Schreiberhand, oder gar eines Korrespondenzstückes selbst – nicht zu beseitigen, auch die zeit-

typische Orthographie wie Zeichensetzung zu belassen und nur in eng umgrenzten Sonder- und Zweifelsfällen im Sinne moderner Orthographie in den Text einzugreifen, etwa dort, wo graphematisch nicht eindeutig zu entscheiden war, „ob am Wortanfang Groß- oder Kleinschreibung vorliegt“ (468). Dass den Herausgebern nicht zuletzt aus typographischen Gründen auch hier Grenzen gesetzt waren, sodass beispielsweise der bei Heckenast häufige Schriftwechsel zwischen Fraktur und Latein nicht wiedergegeben werden konnte, ist nachvollziehbar.

Die Anordnung des Briefwechsels selbst, der sich mit nur wenigen Ausnahmen in der Handschriftenabteilung der Steiermärkischen Landesbibliothek in Graz befindet, erfolgte chronologisch und mit je separater Nummerierung, mithilfe dieser Zählung und der Siglen R und H sind die entsprechenden Erläuterungen im Kommentar gut zu finden, auch wenn – dies als kleines Monitum – hier eine zusätzliche Informationen in Form lebender Kolummentitel eine noch leichtere und schnellere Orientierung ermöglicht hätte.

Der Kommentar selbst umfasst 235 Seiten, ist also deutlich knapper als der Briefwechsel selbst, was gerade bei einem so erläuterungsbedürftigen Genre wie dem Brief keineswegs selbstverständlich ist. Er bietet – und diese schlichte Feststellung ist das größte Kompliment, das den Herausgebern abgestattet sei – die Informationen, die Leserin wie Leser benötigen, wobei insbesondere die materialreichen Erläuterungen zum Buch- und Verlagswesen wie der zeitgenössischen Publizistik in ihren Produktions- und Distributionsmechanismen hervorzuheben sind, die das zum Verständnis der Korrespondenz unerlässliche Hintergrundwissen bereit stellen. Souverän bewegt sich der Kommentar also zwischen der Skylla all zu knapper ‚Nullinformation‘ oder aber der bloßen Wiedergabe dessen, was man in jedem Konversationslexikon nachlesen könnte, einerseits, und der Charybdis einer detailbesessenen Redundanz andererseits, zu der ein Goethe’scher Aphorismus bereits treffend formulierte: „Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu sein, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.“⁸⁾ Und welch detektivische Mühe und Akribie, allerdings auch (recht einsame) philologische Befriedigung nach erfolgreicher ‚Fahndung‘, etwa hinter der lapidaren Mitteilung steckt, bei einer von Heckenast am 25. August 1876 beiläufig erwähnten anonymen „alten Frau“, die in Wien „eine sehr dankbare Zuhörerin unsrer täglichen Vorlesungen“ (399) gewesen sei, müßte „wahrscheinlich Anna Richter“ (670) gemeint sein, wird vor allem der ermessen, der selbst einmal die Kärnerarbeit einer solchen Spurensuche unternommen hat.

Eine notwendige, eine nützliche, eine wichtige Publikation also, die nicht nur unser Wissen über den Schriftsteller Peter Rosegger entscheidend erweitert, sondern zugleich auch die eingangs aufgestellte Behauptung bestätigt, dass diese hiermit nun wissenschaftlich erschlossene Korrespondenz zumal angesichts der „desolaten Quellenlage zur österreichischen Literatur zwischen der Revolution von 1848 und der Jahrhundertwende“, wie sie einleitend ebenfalls konstatiert wird, „ein wichtiges Dokument zum literarischen Leben Österreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (7) bilde. Und es wird ganz im Sinne der Herausgeber sein, wenn ihr Band zugleich Anstoß zu weiterer Forschung geben würde: so weckt etwa die tabellarische Vita Gustav Heckenasts (721–725) die Neugier, die ‚Leerstellen‘ zwischen den einzelnen biographischen Daten zu füllen, und so Weiteres, Näheres und Zusammenhängenderes aus diesem zweifellos aufregenden Verlegerleben zu erfahren.

Johannes John (München)

⁸⁾ So in den ‚Maximen und Reflexionen‘, Nr. 72 (‚Eigenes und Angeeignetes in Sprüchen‘). Zit. nach: JOHANN WOLFGANG GOETHE, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe in 26 Bänden, Bd. 17: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Maximen und Reflexionen, hrsg. von GONTHIER-LOUIS FINK, GERHART BAUMANN, MARTIN EHRENZELLER und JOHANNES JOHN, München 1991, S. 735.